

Volkhard Knigge

Museum oder Schädelstätte? Gedenkstätten als multiple Institutionen

Wer danach fragt, ob an Gedenkstätten zur Erinnerung von Gesellschaftsverbrechen und den ihnen zum Opfer gefallenen Menschen Besucherbeforschung sinnvoll ist, wie sie methodisch verfasst und in ihren Aufmerksamkeitsrichtungen und Fragestellungen strukturiert sein sollte, der muss sich vor allem anderen die Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen traditionellen Geschichtsmuseen und Gedenkstätten klar machen. Wenn ich mich hinsichtlich dieses Vergleichs im Folgenden in erster Linie auf Gedenkstätten am Ort ehemaliger nationalsozialistischer Konzentrationslager beziehe, dann deshalb, weil in ihrem Fall die Unterschiede zwischen Museen und Gedenkstätten besonders krass sichtbar werden. Denn die Auseinandersetzung mit dem nationalsozialistischen Zivilisationsbruch steht für die bisher extremste Form negativer Erinnerung.

Vorweggenommen sei, dass ich trotz aller unabweisbaren Gemeinsamkeiten zwischen Gedenkstätten und Museen die Unterschiede zwischen beiden für so tief greifend halte, dass sich Konzepte museumbezogener Besucherbeforschung nicht ohne weiteres auf Gedenkstätten übertragen lassen. Ein vordergründig banales Beispiel: Ausstellungsöffnungen festlich oder beschwingt in Museen zu feiern, Glanz und Aura der Häuser für gesellschaftliche Ereignisse in Dienst zu nehmen und umgekehrt Besucher und potenzielle Sponsoren durch diese an die jeweiligen Einrichtungen zu binden ist nicht nur üblich, sondern erscheint in Zeiten forciert-er Event- und Spädkultur als Marketingnotwendigkeit und zählt zu den Formen haushälterischer Überlebensklugheit. Wo und wie würde man aber ein solches Ereignis in einer Gedenkstätte wie Dachau, Buchenwald oder Auschwitz begehen? Das Beispiel ist nicht aus der Luft gegriffen. In den vergangenen Jahren bin ich immer wieder von Journalisten gefragt worden, warum es in der

Gedenkstätte Buchenwald eine Cafeteria gebe und ob ein solch profanes Angebot angesichts der Geschichte des Ortes zu legitimieren sei. In der Regel wurden diese und ähnliche Themen in einer Weise angesprochen, die nur zu deutlich machte, dass die Fragenden Anstoß nahmen und als Antwort ein Nein erwarteten.

Um die Frage nach dem spezifischen, mehrdimensionalen Charakter von Gedenkstätten am historischen Ort – und damit nach dem, was sie von traditionellen Geschichtsmuseen unterscheidet, – zu beantworten, ist es hilfreich, einen Blick in die Geschichte ihrer Entstehung zu werfen.

Entstehung und Entwicklung von Gedenkstätten

Ruth Klüger hat KZ-Gedenkstätten als »Antimuseen mit Todesaura«¹ bezeichnet. Diese Charakterisierung verweist darauf, dass die Geschichte der Entstehung von Gedenkstätten wie auch die der musealen Repräsentation der NS-Verbrechen keinesfalls gradlinig an die Entwicklungsgeschichte der Museen in Europa anschließt. Beider Anfang liegt nicht in den Wunderkammern und gelehrten Schausammlungen des 18. und 19. Jahrhunderts, und es wäre zynisch, ihn mit einem zweiten Ursprung der Museen, den Opferhöhlen, in Verbindung bringen zu wollen. Auch die »Polizeimuseen«, die nicht zuletzt der Abschreckung vor Individualverbrechen durch Verweis auf effiziente Methoden der Strafverfolgung und Verbrechensaufklärung dienen sollten, ließen sich als Vorbilder kaum anführen. Gibt es überhaupt einen Vorläufer, dann Ernst Friedrichs Antikriegsmuseum, das in der Weimarer Republik den Ersten Weltkrieg als Massenmord und Staatsverbrechen vergegenwärtigte und diese Vergegenwärtigung selbst als politisch-moralischen Appell »Krieg dem Kriege!« begriff.

Museen und Gedenkstätten zur Bewahrung der Erinnerung an die nationalsozialistischen Verbrechen gründen in den Konzentration- und Vernichtungslagern selbst, genauer gesagt in deren Untersuchung und öffentlichen Präsentation als Tatorte – im kriminalpolizeilichen wie im juristischen Sinn – durch die Alliierten. Diese sicherten dort unmittelbar nach der Befreiung Objekte und Dokumente und sammelten Berichte von Überlebenden, nicht als Museumsgut, nicht als Semioophoren (Krzysztof Pomian) für zukünftige Ausstellungen, sondern als Sachbeweis für die an den jeweili-

gen Orten begangenen Gräuelt und als Ausweis für den verbrecherischen Charakter des NS-Systems insgesamt. Parallel dazu wurden die Lager für Besichtigungen geöffnet. Deutsche sollten mit den Verbrechen, die sie begangen oder mitzuverantworten hatten, konfrontiert werden. Angehörigen der alliierten Armeen wollte man den Sinn ihres Kriegseinsatzes anschaulich machen. Internationale Delegationen sollten den außerordentlichen Charakters der Verbrechen gewiss werden, um ihn glaubhaft bezeugen zu können. Fünf Praktiken der Repräsentation lassen sich – am Beispiel Buchenwalds – für diese frühe Phase unterscheiden. Erstens führten Überlebende Besucher durch die Lager und erläuterten, was ihnen hier geschehen war. Zweitens erhielten besondere Bereiche informierende Beschriftungen, wie etwa: »Place for children 5–15 years«, »6 men in each box«, »one blanket for each«, aber auch »please close the door«. Drittens wurden besonders erschreckende Artefakte wie zum Beispiel menschliche Präparate zusammengestellt und gezeigt. Viertens reinszenierten Überlebende in drastischer Weise an den originalen Schauplätzen und mit den originalen Mitteln – Galgen, Prügelbock, Peitschen usw. – Torturen, die sie erleiden mussten, an menschengroßen Puppen aus Stroh oder Lumpen. Und fünftens versuchten Befreier und Überlebende den Zustand des Lagers, wie er vor der Befreiung gewesen war, so lange als möglich gegenwärtig zu halten, ihn gleichsam einzufrieren, zu konservieren. Ein wesentliches Mittel hierfür war die Rekonstruktion von Leichenstapeln, wie man sie am Tag der Befreiung vorgefunden hatte, mit Hilfe von Körpern nach der Befreiung gestorbener Häftlinge. Darüber hinaus nutzten insbesondere ehemalige politische Häftlinge die Außenwände ihrer Baracken als Träger für Plakate mit politischen oder moralischen Appellen.

Es ist unschwer zu erkennen, dass am Anfang der Vergegenwärtigung der nationalsozialistischen Verbrechen ein Geflecht von kriminalistischen, museologischen und erzieherischen Praktiken steht, die nicht nur darauf hindeuten, dass es für die Repräsentation der nationalsozialistischen Verbrechen keine Vorbilder gab, sondern es wird gerade an den Versuchen, Zeit einzufrieren, deutlich, dass die Akteure bewusst oder unbewusst der Überzeugung gewesen sein müssen, dass es für die Repräsentation der Lagerwirklichkeit – als augenscheinliche Aufpfeilerung der nationalsozialistischen Verbrechen – außer dieser selbst keine angemessenen Mittel gab. »Viele der Toten, die über das gesamte Lagergelände

verstreut waren, wurden begraben, man sollte jedoch Ansammlungen von Leichen als Beweis für die früheren Bedingungen belassen,² so der Chef des Medizinischen Dienstes der US-Armee nach seinem Besuch des Lagers am 25. April 1945. Knapp zwei Wochen später heißt es: »Das Konzentrationslager Buchenwald wurde gesäubert, die Kranken und die Leichen wurden soweit entfernt, dass nur wenige Beweise für das Grauen geblieben sind. Dies verringert den erzieherischen Wert von Besuchen verschiedener Gruppen, die sich im Lager aus erster Hand über die deutschen Greuelaten informieren wollen. Tatsächlich äußern viele Besucher Skepsis, dass die vorhergehenden Bedingungen überhaupt existierten. Empfehle deshalb, von weiteren Besuchen im Lager abzusehen.«³ Allerdings artikuliert sich andererseits in der Extrempraktik der Rekonstruktion von Leichenstapeln »aus typischen KZ-Leichen« noch die Vorstellung, dass einzig das originale Geschichtsdokument beziehungsweise Kunstwerk nachhaltig auf den Betrachter zu wirken vermag. Insofern ist sie trotz des ihr anhaftenden Schrecklichen ganz traditionell. Trotzdem verliert aber gerade durch das Verschwinden der Differenz von Zeichen und Bezeichnendem in der stillen Identität der Ermordeten mit sich und ihrem Sterben jede überkommene Vorstellung von Repräsentanz und Repräsentierbarkeit ihren Sinn. Zugleich wird eine Grenze der Visualisierung kenntlich und mit ihr eine Grenze der historischen Vorstellungskraft.

Die Genese der NS-bezogenen Gedenkstätten und Museen wäre unvollständig umrissen, vergäbe man die Perspektive von Überlebenden, die in den ehemaligen Lagern auch politisch, religiös, national oder schlechthin menschheitlich kommitierte Martyriumstätten sowie Friedhöfe gesehen haben. In den Worten des Buchenwaldhäftlings Werner A. Becker: »Dieses Lager soll allen Nationen ein Mahnmal für ihre kommenden Geschlechter sein und zugleich eine Ruhestätte für unsere vielen Kameraden, die als Opfer der Nazi-Pest ihr Leben gelassen haben.«⁴ In dieser Perspektive waren insbesondere die mit den Lagern verbundenen Grabfelder, die Häftlingslagerbereiche und die Krematorien weniger Sachzeugnisse und Verbrechensbeweise als vielmehr geheiligter Boden, der die Vergangenheit nicht repräsentierte, sondern an dem diese und die Toten unmittelbar präsent waren. Solche Orte besichtigte man nicht. Sie waren Grund und Ziel für – wie es in der Sprache der Zeit immer wieder heißt – Wallfahrten. Hier wird ein zweites, essenziel-

les Problem der Repräsentation der NS-Verbrechen, insbesondere der Repräsentation der Geschichte und des Leids der Opfer, deutlich: Es besteht – Sachzeugnisse, die ausschließlich auf die Täter verweisen, ausgenommen – im unauf löslichen Ineinander von Realien und Reliquien, von Artefakten als Informations- und Zeichenträgern und Artefakten als unvergänglicher Vergangenheit schlechthin. Realien sind der Grundstoff jeder Ausstellung. Reliquien hingegen werden nicht ausgestellt, sondern geborgen, bewahrt und in besonderen, jede Profanierung abschrumpfenden Wehrräumen dargeboten. Als sich der Jüdische Weltkongress im Juli 1945 für die Errichtung eines Yad Lagolah, eines Mahnmals für die Diaspora, in Jerusalem aussprach, hatte er dabei kein Museum vor Augen, sondern eine monumentale Gartenanlage mit einem aus mehreren Hallen bestehenden Zentralgebäude – de facto ein Schrein –, in dem die Namen der Umgekommenen ebenso aufbewahrt werden sollten wie alle noch erhaltenen und geborgenen geistigen, religiösen und literarischen Überreste des europäischen Judentums in Verbindung mit realen oder rekonstruierten »Verbrechenswerkzeugen«. »Vernichtungslager, Krematorien und andere Instrumente der Folter«, hieß es im Protokoll.

Auch wenn Yad Lagolah nie realisiert worden ist, steht der Vorschlag exemplarisch für den »Ausstellungstyp« der unmittelbaren Nachkriegszeit. Artefakte in der Stellung von Opferreliquien werden den Instrumenten der Tortur gegenübergestellt und dabei nicht historisch erklärt oder durch ein ausgefeiltes Narrativ verbunden, sondern durch die Unmittelbarkeit von Entsetzen, Mitleid und Abscheu zusammengehalten: Affekte, die vorausgesetzt werden und die, sofern sie sich einstellen, nicht zuletzt auf geteilter, mitgelebter Zeitgenossenschaft und der Erfahrung beruhen, selbst unter dem Krieg gelitten zu haben und potenziell oder konkret der Verfolgung ausgesetzt gewesen zu sein. Würdigung der Opfer, Benennung und symbolische Bewahrung des Verlorenen sowie Anklage sind die Ziele dieser Ausstellungen, wie auch die Gestaltung einer Pultrivine in der alten Ausstellung der belgischen Häftlingskittel Breendonk deutlich macht. In ihr wird ein gestreifter Häftlingskittel gezeigt, auf den – statt einer historisch erschießenden Exponatbeschriftung – ein sorgfältig handbeschriebenes Papierband gelegt ist, auf dem es »nur« heißt: »Souverenez-vous« – »Erinnert Euch«.

Ausstellungen, die über diesen Typus hinausgehen, haben Ausstellungsmacher zur Voraussetzung, die das Verbrechensgeschehen

noch sinnvoll deuten können, sei es aus der Perspektive eigenen Einbezogenseins, sei es im Zusammenhang mit nachträglichen gesellschaftlichen Deutungsabsichten. Es ist daher nicht verwunderlich, dass es insbesondere politisch Verfolgte und Widerstandskämpfer waren, die als erste solche Ausstellungen planten oder einforderten. Die frühe nationalkommunistische Deutung von Auschwitz steht hierfür. Oder das 1954 auf dem Gelände des ehemaligen Häftlingslagers in Buchenwald eingerichtete »Museum des Widerstands«, dessen Ausstellung durch das Leitmotiv »durch Sterben und Kämpfen zum Sieg« die DDR als das aus dem kommunistischen Widerstand heraus geborene, bessere Deutschland legitimieren sollte. Auch das ab 1949 entstandene »Ghetto Fighters House« im Kibbuz Lohamei Hagetaot, dessen Ausstellung insbesondere den Vorwurf, wie die Schafe zur Schlachtbank gegangen zu sein, widerlegen und den Anspruch der sozialistischen Jugendbewegung (Pionierbewegung) auf eine entscheidende Rolle beim Aufbau Israels begründen sollte. Und ebenso das Projekt des französisch-jüdischen Résistance-Mitglieds Yitzhak Schneersohn, der noch zur Zeit der deutschen Besetzung das »Centre de la Documentation de la Vie Juive Contemporaine« (heute: »Centre de la Documentation Juive Contemporaine«) gegründet hatte. Ab Anfang der 1950er Jahre bereitete Schneersohn den Bau eines großen Memorials mit angeschlossener Forschungs- und Dokumentationszentrum in Paris vor, das nicht nur die Erinnerung an das fast vollständig zerstörte europäische Judentum bewahren, sondern zugleich Europa dauerhaft auf seine zivilisatorischen Grundlagen verpflichten sollte. Festgehalten sei, dass keine dieser Ausstellungen als gleichsam autonom, als selbständige Ausstellung verstanden oder konzipiert worden ist, sondern dass sie immer auch in einen Denkmals- und Memorialkontext eingebunden waren, der die Ausstellungen – und diese ihn – bekräftigte.

Ließ sich dieser symbolische Kontext in Bezug auf Ausstellungen an nicht historischen Standorten schaffen, wie man wollte, so stellte sich die Situation für Ausstellungen an historischen Orten, vor allem in den ehemaligen Lagern anders dar, erst recht dann, wenn diese ganz oder weitgehend unzerstört waren. In diesem Fall war durchaus nicht sicher, dass sich die Lager als »Denkmale aus der Zeit« (Johann Gustav Droysen) den beabsichtigten Deutungen einfügten, vielmehr verlangten sie – als Realien oder Realienensemble – selbst nach historischer Erschließung und Interpretation.

tion. Diese blieb nicht nur – aber insbesondere auch – in Deutschland über Jahrzehnte weitestgehend aus. Üblich war hier vielmehr das Abtragen der Relikte bis auf Reste, die zur Kennzeichnung der jeweiligen Orte unabdingbar waren und die sich den Deutungsabsichten – und zu ihnen sei auch das »Nicht-mehr-erinnert-werden-Wollen« hinzugezählt – nicht widersetzten. In nicht wenigen Fällen – so in Buchenwald, Dachau, Flossenbürg, Neuengamme, Sachsenhausen oder Ravensbrück – führte dies zum Verschwinden ganzer Lagerareale, zu deren Überwuchs, pragmatischer Nachnutzung oder sogar Bebauung; im Fall beinahe aller Außenlager zu deren restloser Unkenntlichmachung.

Noch etwas genauer zu Westdeutschland: Während Gedenkstätten und antifaschistische Ausstellungen in der DDR von Teilen der Bevölkerung gewollt, letztendlich aber staatlich verordnet waren, stießen sie in der Bundesrepublik bis in die 1980er Jahre auf deutlichen Widerstand. Sieht man vom 1952 eingerichteten Dokumentationsraum in der Gedenkstätte Plötzensee, einer Erinnerungstätte bürgerlichen Widerstands und weniger einer Erinnerungsstätte an deutsche Verbrechen, ab, dann ist die 1965 in Dachau eingerichtete Ausstellung die erste bedeutende Dauerausstellung in der Bundesrepublik überhaupt. Verantwortet wurde sie aber – durch einen Staatsvertrag sanktioniert – vom Internationalen Dachau-Komitee überlebender Häftlinge und so gesehen war sie gleichsam exterritorial und weniger ein Akt früher westdeutscher Selbstreflexion. Gleichwohl steht sie prototypisch für ein Verständnis von NS-bezogenen Ausstellungen, das bis in die 1980er Jahre hinein dominant war und teils noch ist. Vor allem vergrößerte Fotos und auf die mörderischen Absichten der Nationalsozialisten bezogene Dokumente sollten für sich sprechen und die NS-Vergangenheit unmittelbar repräsentieren. Entmenschte Täter und hilflose Opfer waren einander gegenübergestellt. Realien wurden kaum gezeigt, nicht zuletzt deshalb, weil sie nicht mehr vorhanden waren, da keine Institution sie nach 1945 systematisch gesammelt und archiviert hatte. Es ist unschwer erkennbar, dass die Ausstellung dem Modus der Konfrontation mit den NS-Verbrechen nach Öffnung der Konzentrationslager für Besichtigungen folgt. Fotos gelten als authentischer Ausdruck der Lagerwirklichkeit im Sinne geforener, stillgestellter Zeit. Schrecken, Abscheu und Mitleid sollen resistent machen gegen nationalsozialistisches Gedankengut und in einem »Nie wieder!« kulminieren.

Wenn es bis in die 1980er Jahre hinein keine wirkliche gedenkstättentheoretische Diskussion – und auch dann nur in sehr begrenztem Rahmen – gab, dann auch deshalb, weil in dieser Zeit nicht das *Wie* von Gedenkstättengestaltung im Vordergrund stand, sondern das *Ob*, das heißt die Frage ihrer politischen Durchsetzbarkeit gegen nicht selten heftigste Widerstände. Nicht um Gedenkstätten und Ausstellungen ging es in dieser Zeit eigentlich, sondern um die neuerliche Präsentation von Beweisen für die Tatsache der nationalsozialistischen Vergangenheit und ihren verbrecherischen Charakter. In diesem Kontext waren die ehemaligen Lager gleichsam topografische Konkretionen, die allfälligen Verharmlosungen, Verleugnungen oder Schlussstrichforderungen entgegenstanden. Einzelpersonen, Bürgerinitiativen und Vereinigungen wie »Aktion Sühnezeichen« trugen – häufig in Verbindung mit Überlebenden – dieses Engagement, weniger die Politik oder öffentliche Körperschaften beziehungsweise öffentliche Einrichtungen wie die vorhandenen historischen Museen. Gegen ein Verständnis der Gedenkstätten als Museen hätten sich die Akteure allerdings auch gewehrt. In damals aufkommenden Begrifflichkeiten wie »arbeitende Gedenkstätte« oder »Gedenkstätte als Lernort« ist impliziert, dass die Historisierung der NS-Vergangenheit und ihre Transformation in möglicherweise interessantes, aber totes, der eigenen Epoche nicht mehr zugehöriges Museumsgut ebenso vermieden werden sollte wie der Gebrauch der Gedenkstätten für rein rituelle Formen des Gedenkens. Erst mit der weitgehenden Akzeptanz der Gedenkstättenarbeit in den späten 1980er und frühen 1990er Jahren begann eine breitere – diese Charakterisierung ist allerdings relativ zu verstehen – Diskussion der bisherigen Gestaltung- und Ausstellungspraxis. Kritisiert wurde nun die Ausblendung ganzer Themenkomplexe, wie die Einbindung der Lager in ihre Umwelt, die Struktur der Konzentrationslager, der Widerstand in seiner ganzen Breite, die Zusammensetzung der »Häftlingsgesellschaft«, der Funktionswandel der Lager, bestimmte Opfergruppen oder die konkrete Geschichte der SS, ihrer Angehörigen und ihrer Ideologie, sowie die Reduktion der Geschichte der Opfer auf ihr Opfersein. In Frage gestellt wurden aber auch präsentationsleitende Überzeugungen wie das »Für-Sich-Sprechen« von Bildern oder Dokumenten, die unreflektierte Übernahme und Reproduktion der Täterperspektive durch den naiven Gebrauch von Fotos und Dokumenten, die individualisierte, entkontextua-

lisierte Gegenüberstellung von (hilflosen) Opfern und (entmenschten) Tätern, der verschleiende Gebrauch der immer selben Fotos oder die Reduktion der Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit auf Erschrecken und Abscheu ohne genaue Wissensgrundlagen. Zunehmend wurden auch die Möglichkeiten der Kunst diskutiert, etwa ihr Vermögen, abstrakte Sachverhalte lebendig darzustellen, Sehgewohnheiten aufzubrechen oder Brücken durch die Zeit zu schlagen. Obwohl die hier angeordneten Themenkomplexe eigentlich einen historiografischen, quellen- beziehungsweise ideologiekritischen, pädagogischen, museologischen oder ästhetischen Hintergrund hatten, war die Diskussion letztendlich nicht von diesem her motiviert. Ausgesprochen oder unausgesprochen ging es vielmehr darum, wie man den Opfern Gerechtigkeit widerfahren, mit der subkutanen Tradierung von NS-Einstellungen und Wahrnehmungsmodi brechen und die deutsche Gesellschaft von nach wie vor vorhandenen NS-Schlacken reinigen könnte. Ausstellungen waren so gesehen weniger Medien der Information als vielmehr Evokationen des Verleugneten, Bekenntnisse, Läuterungsräume, politische Stellungnahmen und Erziehungsinstanzen.

Der Prozess, die Gestaltung und Arbeit von Gedenkstätten auch unter Gesichtspunkten moderner Museumsarbeit zu reflektieren, ist nachhaltig erst durch die deutsche Vereinigung in Gang gekommen. Gleichsam über Nacht und völlig unvorbereitet wurden die großen Nationalen Mahn- und Gedenkstätten der DDR Buchenwald, Ravensbrück und Sachsenhausen Teil der kulturellen Infrastruktur der Bundesrepublik. War die Arbeit dieser Gedenkstätten auch politisch funktionalisiert worden, und hatten sie verzerrte Geschichtsbilder geformt und vermittelte, so kann ihre institutionelle Gliederung der von Geschichtsmuseen doch sehr nahe. Denn sie verfügten im Gegensatz zu den westdeutschen Gedenkstätten über teils in Jahrzehnten gewachsene Sammlungen, und es gab wissenschaftliche sowie pädagogische Arbeitsbereiche, Bibliotheken, archivarische Sammlungen, Ausstellungshandwerker und Werkstätten, in Buchenwald sogar eine Jugendherberge – als Jugendgästehaus – und ein Hotel. Die Grenze zwischen Gedenkstätten und Museen verlief in diesen Einrichtungen – wenn auch unreflektiert – fließend. Beide Institutionstypen waren mehr oder minder ineinander geschritten: ein Charakteristikum, das für die Neukonzeption zumindest der großen Gedenkstätten in Ost- und Westdeutschland handlungsleitend geworden ist.

Der besondere Charakter von Gedenkstätten

Frägt man vor diesem Hintergrund nach dem besonderen Charakter von Gedenkstätten am historischen Ort, dann ergeben sich folgende Facetten:

Erstens sind sie Tatorte. Ihre Existenz in Raum und Zeit beweist begangene Verbrechen, widerlegt Leugnungen. Ihre Bewahrung zielt auf – schmerzhaft – Konfrontation und Akzeptanz dieser Verbrechen als zur eigenen Vergangenheit gehörend. Realien sind in dieser Perspektive Sachbeweise, die nüchtern und kühl erschlossen, analysiert, präsentiert, erklärt und verstehbar beziehungsweise lesbar gemacht werden müssen. Besuche können große Überwindung kosten, Widerstände hervorrufen und bedürfen letztlich des Willens zur Aufrichtigkeit.

Zweitens sind Gedenkstätten – nicht zuletzt in der Sicht Überlebender sowie von Angehörigen – herausgehobene Orte des Leidens, wenn nicht Martyriumstätten, seien diese nun politisch, national, religiös oder menschheitlich konnotiert. So gesehen sind sie heiliger Boden, den es eher zu bewahren und vor Profanierung zu schützen als auszustellen gilt. Namentlich opferbezogene Realien sind in dieser Sicht weniger Dokumente und Sachbeweise als vielmehr säkulare Reliquien. Ehrfürchtzonen, Wehrräume, Präsentations- und Gestaltungsformen, die eine gewisse Andacht ermöglichen, Denkmale und Erinnerungstafeln, Würdigung und Empathie, Eingedenken der Opfer sind in dieser Sicht von größerer Bedeutung als kognitiv orientierte Informations- und Lernangebote. Geschichte erlebbar machen zu wollen erscheint in diesem Licht als Annäherung, wenn nicht Sakrileg.

Drittens sind gerade Gedenkstätten am historischen Ort symbolisch und konkret Friedhöfe, stellvertretende Grabdenkmale für die spurlos Verschwundenen. So gesehen sind sie Orte individuellen und kollektiven Totengedenkens, Orte der Trauer, der Stille, des Schweigens.

Viertens sind Gedenkstätten politische Denkmale, bürgerschaftlich erstirte oder staatlich gesetzte. Als solche repräsentieren sie Vermächtnisse – beziehungsweise Bedeutungszuschreibungen –, die Bekenntnisse einfordern. Allerdings sind diese nicht zwingend eindeutig und allgemein verbindlich, sondern den Überzeugungen und Geschichtsbildern unterschiedlicher Akteure und Widmungsgruppen entsprechend vielfältig, auch gegensätzlich, sie können

sogar in offener Konkurrenz zueinander stehen. In dieser Perspektive sind Gedenkstätten Anlass und Raum für politische Feiern und Manifestationen. Selbst Besetzungen im handfesten Sinn sind nicht ausgeschlossen. Politische Deutungskämpfe und Interpretationskonkurrenzen haben hier ihren Schauplatz. Nicht Erkenntnis ist das Hauptziel der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit, sondern im Vordergrund stehen politische Willensbekundungen, Parteinahmen, Identifikationsforderungen oder die Begründung und Durchsetzung von Legitimitäts- und Loyalitätsansprüchen.

Fünftens sind Gedenkstätten historische Museen und Lernorte. Sammeln, Bewahren, Erschließen, Ausstellen, Lesbarmachen, Vermitteln sind Voraussetzungen dafür, dass sie ihre Bildungsfunktion angemessen erfüllen können. Anwendungsbezogene historische Forschung ist dafür ebenso unabdingbar wie professionelle pädagogische Arbeit. Beide zielen durch die Geschichtsvermittlung hindurch auf kritische Selbstreflexion. Beide erschließen die in den Gedenkstätten repräsentierte Vergangenheit als negativen Horizont, von dem es sich politisch und moralisch abzusetzen gilt. Beide sind handlungsorientiert, wollen gesellschaftliche Sensibilität, Eigenverantwortung und unterschiedenes Gegenhandeln evozieren und inspirieren. Beide können und dürfen nicht verhindern, dass die Vergangenheit Fragen aufwirft, die beunruhigen, verunsichern, sogar ängstigen können.

Sechstens sind Gedenkstätten am historischen Ort Palimpseste. Sie sind weder ursprünglich und authentisch noch eindeutig, sondern vielfach überschriebene Denkmale aus der Zeit an die Zeit. Zwar sind sie Orte, an denen es geschehen ist, und insofern nicht fiktional, gleichwohl sind sie immer auch landschaftsgestalterisch, architektonisch, museal oder denkmalästhetisch, aber auch durch Verfall, Abriss, nachwachsende Natur oder Rekonstruktionen interpretierte Orte. Als Palimpseste sind sie vielfach überdeterminierte Dokumente, Sachzeugnisse, Großrealien, die auf die politische, kulturelle, ästhetische und pädagogische, kurz die gesellschaftsgeschichtliche von Erinnerung oder Erinnerungsverweigerung verweisen. Als solche enttäuschen sie den Besucher, der sehen will, »wie es eigentlich gewesen ist«. Als solche fordern sie – häufig unerwartet – komplexe Wahrnehmungs- und Verstehensleistungen ein.

Siebtens sind Gedenkstätten – gerade in der Mediengesellschaft – Orte für Projektionen, individuelle wie kollektive. Weil sie der Ver-

gangenheit sichtbar räumlich Ausdruck geben, sind sie besonders dafür geeignet, zum Abladeplatz vor allem visuell verfassender, imaginärer, häufig stereotyper, klischeehafter, sowohl öffentlich als auch privat vermittelter Vorstellungen vom Damals zu werden. Der Besuch einer Gedenkstätte dient in diesem Zusammenhang nur zu häufig dem Wunsch, vor allem wiedererkennen zu wollen, was man sich ausgemalt hat.

Die hier nur grob skizzierten Facetten von Gedenkstätten gehen über die traditioneller Geschichtsmuseen weit hinaus und stehen offensichtlich in unauflösbaren Spannungsverhältnissen zueinander. Spannungsverhältnisse, die sowohl auf die Gestaltungs- und Ausstellungspraxis wie die pädagogische Arbeit hin reflektiert und gegebenenfalls ausbalanciert werden müssen. Ihre Kehrseite haben sie gleichsam in den Erwartungen, Zuschreibungen und Rezeptionsweisen von Besuchern. Wie enorm deren Bandbreite sein kann, zeigen zwei Beispiele: So bittet eine Schülerin mit dem Hinweis, dass dies »ihr Hobby« sei, um die Zusendung eines Souvenir-Kugelschreibers mit Gedenkstättenaufdruck (den es im Buchenwald nicht gibt) für ihre Sammlung von Werbekugelschreibern, und ein französischer Häftling lässt anfragen, ob er nach seinem Tod in Buchenwald bestattet werden könne, um so seinen Mithäftlingen für immer nahe zu sein.

Auf welche Weise sich der multiple Charakter von Gedenkstätten – wie umgekehrt auch Projektionen – in Zugangsweisen und Praktiken von Besuchern widerspiegelt, können Beobachtungen aus dem Gedenkstättenalltag verdeutlichen. Die folgenden Beispiele geben gewiss nicht das ganze Spektrum möglicher Erwartungen und Haltungen wieder, es handelt sich der Deutlichkeit halber um eine zuspitzende, repräsentative Auswahl. Sie zeigen, dass in Gedenkstätten aufgrund ihres überdeterminierten Charakters und der damit verbundenen hohen symbolischen Aufladung *alles* Bedeutung gewinnen beziehungsweise unter Verdacht geraten kann. Anders gesagt: Selbst die Gestaltung eines Treppengeländers, die Abfolge von Renovierungsarbeiten oder die Art der Gelandepflege können politisch, moralisch, kulturell oder wie auch immer interpretiert und (miss-)verstanden werden.

- Ein Lehrer versammelt seine Schüler vor dem Torgebäude des ehemaligen Häftlingslagers und kündigt an: »Jetzt zeige ich Euch das KZ live.« Die Schüler sind enttäuscht, denn was sie danach sehen, ist kein KZ mehr, sondern eine Gedenkstätte.

- Spät abends treffe ich ein junges Mädchen im Bereich der Mahnmalanlage am Südhang des Eitersbergs. Da keine Busse mehr in die Stadt hinab fahren, frage ich, ob ich sie mit nach Weimar nehmen kann. Sie antwortet, sie sei am Morgen zu Fuß von Weimar zur Gedenkstätte heraufgestiegen. Dies sei für sie die einzige angemessene Form, sich einem Ort wie Buchenwald anzunähern. Sie hat, auch wenn sie es vermutlich nicht so ausdrücken würde, eine säkulare Wallfahrt gemacht.

- Ein Anruf. Ein Mann brüllt durchs Telefon, ob wir in Buchenwald nichts aus der Geschichte gelernt hätten? Wie könne man einen Ort, an dem Menschen verbrannt worden seien, dadurch von Bewuchs freihalten, dass Mitarbeiter diesen mit Gasbrennern abfackelten? (Die Stiftung hatte gerade von chemischer auf weitgehend ökologische Unkrautbekämpfung umgestellt.) Er will sofort den für die Stiftung zuständigen Minister sprechen.

- »Ich war mit meinen Kindern hier, um ihnen zu zeigen, wie die Gefangenen gequält wurden, aber auch, mit welchem Überlebenswillen sie hier hausten. Als ich mit 14 Jahren hier war, gab es weniger Schriftstücke, dafür erschreckende Fotos in Großformat [...] und Dinge, die die Nazis herstellen ließen (Kleidung aus Menschenhaar, einen Lampenschirm aus Menschenhaut)«, hat jemand in das Besucherbuch geschrieben, und ein anderer: »Es ist eine Schande, was hier zerstört wurde. Wo sind die ganzen Schuhe, Zähne usw. [...] Wo sind die Schruppköpfe und der Lampenschirm, den Ilse Koch besessen hat?« – »Wenn ich sehe, was man mit der Gedenkstätte gemacht hat, wird mir richtig übel. Ich dachte, man wird hier was sehen, wie die Blocks zum Beispiel, wie die Häftlinge gewohnt haben usw.« beschwert sich ein Dritter.

Die Geschichte des Lagers und des Nationalsozialismus schrumpft auf stereotyp gewordene Metaphern des Grauens zusammen. Die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit beschränkt sich darauf, dieses Grauen sehen zu wollen, um sich rhetorisch von ihm zu distanzieren.

- Oder zeigen sich hier schon Spuren der Erwartung, ein »Horror-Disneyland« besichtigen zu können? Es gibt Besucher, die sehr enttäuscht sind, dass es im KZ Buchenwald keine Gaskammern gegeben hat, solche deshalb auch nicht besichtigt werden können.
- Andere suchen den absoluten Ausnahmeort, den Ort, an dem alles anders ist – früher im Schlechten, heute im Guten. Schon ein

gewöhnliches Verkehrsschild kann sie stören, dem Ort seinen Danteschen Charakter nehmen oder die Aura der Kapelle einer wie auch immer verfassten säkularen Religion.

- Alles an diesem Ort, ich habe es schon erwähnt, kann symbolische Bedeutung gewinnen, in Verdacht geraten und zu Bekennnissen und Stellungnahmen herausfordern: »Mit diesem Schreiben möchte ich meinen Unmut über die »klamphemliche« Ausklammerung Russisch sprechender Bürgerinnen und Bürger in der Gedenkstätte Buchenwald zum Ausdruck bringen«, schreibt ein Kasseler, »ich dachte, dass die Gedenkstätte uns lehren soll, mit Völkern anderer Herkunft friedlich umzugehen. Das Gegenteil vermittelt ihre nicht vorhandene sprachliche Vielfalt. [...] Ich schäme mich, wenn es trotz deutsch-russischer und deutsch-israelischer Geschichte ein halbes Jahrhundert danach nicht mehr möglich sein sollte, das Gedenken in eben diesen Sprachen rüberzubringen. [...] Pflui! Ich erwarte als deutscher Staatsbürger eine Anerkennung dieser Völker durch Anerkennung der Fremdsprachen. Eine Mac-Donalds-Philosophie, nur Englisch als Fremdsprache, vielleicht auch noch Französisch, zu verherrlichen, braucht die Gedenkstätte meines Erachtens nicht.« Dagegen ein anderer: »Erst einmal danke, dass es jetzt alles auf Englisch gibt!«
- Gerade die neu konzipierten ehemaligen Nationalen Mahn- und Gedenkstätten zu besuchen bedeutet nicht selten auch, vermeintliche Lügen zu entlarven oder sich überkommener politischer Vorurteile zu versichern: »Es ist eine Schande, was hier zerstört wurde. [...] Wo ist die Zelle, wo Ernst Thälmann gesessen hat?« So ein Eintrag ins Besucherbuch: Der letzte Vorsitzende der KPD Ernst Thälmann ist zwar zur Ermordung in das KZ Buchenwald überstellt worden, war aber zu keiner Zeit dort Häftling.
- Ein Gedenkstättenbesuch kann aber auch eine Ersatzhandlung im Zusammenhang mit Gefühlen politischer oder gesellschaftlicher Ohnmacht sein. Als beispielsweise Sarajewo eingeschlossen war, konnte man häufiger hören: »Dort kann ich nichts machen, also komme ich wenigstens hierher.« Für viele besteht der Sinn des Besuchs darin, ein Zeichen zu setzen, eine Stellungnahme abzugeben, ein Bekenntnis zu artikulieren. Das Bedürfnis von Besucherinnen und Besuchern, nicht bloß zu kommen und wieder zu gehen, ist jedenfalls ausgeprägt. Sie möchten wenigstens einen Eintrag ins Besucherbuch machen, eine Blume, einen

Stein niederlegen, eine Kerze entzünden, ein Gedicht schreiben:

»Werte Damen und Herren, ich bin Schülerin einer neunten Klasse der Regelschule »Prof. Franz Huth« und die Ausstellung hinterließ sehr tiefe Spuren in meinem Inneren. Seitdem ich mir die Gedenkstätte ansah, veränderte sich einiges in meinem Leben. Da ich die Meinung vertrat, dass gegen Faschismus mehr getan werden muss, überlege ich, ob es sinnvoll wäre, eine musikalische Veranstaltung vorzubereiten, deren Eintrittsgelder als Spende direkt an Sie gehen. [...] In den Brief habe ich Ihnen ein Gedicht von mir beigelegt, welches an Hitlers Unmenschlichkeit erinnert.«

- Andere, beispielsweise eine Gruppe europäischer Buddhisten, kommen regelmäßig in die Gedenkstätte, um durch Meditation die Seelen der Toten zu erlösen und die Welt wieder ins Gleichgewicht zu bringen.
- Oder Menschen deponieren dort stellvertretend für die Öffentlichkeit, was sie allein nicht tragen können. So schickte mir die Tochter eines Buchenwalder SS-Mannes ein Paket mit einem schweren Stein darin – als Symbol für den Stein, der ihr auf der Seele lag.
- Für einen Teil der Besucher sind Gedenkstätten wenig mehr als touristische Sehenswürdigkeiten: Orte, die man ganz einfach gesehen haben muss. Bestenfalls Orte für Augenblicksbetroffenheit oder kurzzeitigen Gefühlsausnahmestand.

Konsequenzen für Besucherforschung in Gedenkstätten

Welche Konsequenzen ergeben sich aus diesen Überlegungen und Befunden für Besucherforschung an Gedenkstätten?

Erstens müssten deren Konzepte berücksichtigen, dass nicht vorausgesetzt werden kann, dass sich die Menschen, die sich in einer Gedenkstätte aufhalten, auch alle am gleichen Ort befinden. Vielmehr müsste erst einmal geklärt werden, *wo* die Besucherinnen und Besucher tatsächlich sind, *was* sie aufsuchen, in welcher der möglichen Bedeutungssphären sie sich tatsächlich bewegen. Dabei ist zu berücksichtigen, dass Besucherinnen und Besucher dem verbal nicht immer prägnanten, eindeutigen Ausdruck geben können und dass kognitive und emotionale Standortbestimmung nicht miteinander übereinstimmen müssen.

Zweitens wird sich die Überprüfung des Gelingens oder Misslingens von Gedenkstättenbesuchen kaum auf die Überprüfung kognitiver Transferleistungen – etwa im Sinne eines Nachhilfeunterrichts in deutscher Geschichte – reduzieren lassen. Wenn überhaupt, dann geht es um die verstehende Ermittlung und Interpretation eines komplexen, nicht zwingend widerspruchsfreien Bündels von Vorprägungen, Erwartungen, Einstellungen, Haltungen, Gefühlen, Ausdruckswünschen, Handlungsorientierungen usw.

Drittens wird man davon ausgehen müssen, dass Aussagen oder Handlungen mehrdeutig sind, ohne dass dies Besucherinnen und Besuchern bewusst sein muss. Wenn zum Beispiel jemand im Krematorium zu einer Tafel Schokolade greift, also dort zu essen beginnt, dann kann dies Ausdruck größter Gleichgültigkeit und Herzenskälte sein, aber auch eine Übersprungshandlung bedeuten, die dem Drängen Ausdruck gibt, sich *gerade hier* mit dem Leben, mit dem Alltag, mit der Normalität in Verbindung bringen zu müssen.

Viertens – und darauf verweist bereits das vorstehende Beispiel – kann gerade Abwehr ein erster Ausdruck für das sich Einlassen auf die Auseinandersetzung mit der Geschichte sein. Wie heße sich allen Ernstes auf den Befund des Auschwitz- und Buchenwald-Überlebenden Józef Szajna, dass es in den Lagern nicht *Teufel* und *Menschen*, sondern *Menschen* und *Menschen* gab, ohne Erschrecken und Vermeidungswünsche reagieren?

Fünftens darf die Bildungsarbeit von Gedenkstätten bestimmte Besuchererwartungen nicht bedienen. Konfrontation mit und Enttäuschung von Stereotypen und Klischees sind mindestens ebenso wichtig, wie Besucher dort abzuholen, wo sie sind.

Sechstens ist zu berücksichtigen, dass Gedenkstättenarbeit sich bewusst bestimmte Mittel der Museumsarbeit verbieten muss. Können und dürfen Orte der Ausgrenzung und des Massenmordes wirklich Erlebnisräume werden? Darf Schaulust sich dort ungehindert entfalten? Wäre analog etwa zum Schaubergwerk ein Schaukonzentrationslager wünschenswert? Sechstens ist in Rechnung zu stellen, dass Gedenkstätten in viel stärkerem Maße als andere Institutionen der Geschichtskultur ohne ihr Zutun öffentlich-medial politisch gedeutet und umgedeutet werden. Die Folge solcher Deutungs- und Umdeutungsprozesse sind nicht nur Unklarheit oder Parteinahme auf Seiten von Besuchern, sondern

auch Unklarheit auf Seiten der Gedenkstätte. Es kann sein, dass Besucher der Gedenkstätte einen Charakter zuschreiben, der dieser selbst noch gar nicht bekannt ist. Die Auseinandersetzungen um die Neukonzeption Buchenwalds in den 1990er Jahren belegen besonders eindrücklich, wie weit die konkrete Arbeit von Gedenkstätten und die ihnen zugeschriebene Charakterisierung auseinander fallen können. Hier hieß es: Die »Enkel Adenauers zerschrederten den Antifaschismus« – dort hieß es gleichzeitig: »Die Mitarbeiter der Gedenkstätte wollen die DDR als Freilichtmuseum erhalten.«

Anmerkungen

- 1 Ruth Klüger anlässlich eines Gesprächs in der Gedenkstätte Buchenwald am 21. Mai 1999.
- 2 National Archives Washington, Record Group 331/SHAEF/G-5/DP 2711/7.1 Report of General Drapa to SHAEF (30.4.1945).
- 3 National Archives Washington, Record Group 331/SHAEF/G-5/DP 2711/7.21 Message from General Omar Bradley (XII. Corps) to ETUSA (9.5.1945).
- 4 Werner A. Beckert, *Die Wahrheit über das Konzentrationslager Buchenwald*, Weimar 1945, unpaginiert.
- 5 Central Zionist Archive Jerusalem, 3610/1 (Yaad Leumi).

Museum oder Schädelsstätte? Gedenkstätten als multiple Institutionen, in: Museums-
Fragen. Gedenkstätten und Besucherforschung, herausgegeben von der Stiftung
Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, Bonn 2004, S. 17-33.